Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 8

Artikel: Christine Berthold [Fortsetzung]
Autor: Nuss, Emma
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664927

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß. **(Fortsetzung.)**

„Eine kleine Unterredung mit Fräulein Berthold, mein Junge, bei der ich ihr die Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen dir und ihr zu erklären bemüht war."

Voller Empörung ruft da Werner: „Das hast du getan? Oh pfui über so viel Härte, so viel Dünkel!"

„Mäßige dich, Werner, um so mehr, als du mir früher oder später doch Recht damit geben wirst, daß du nie und nimmer eine solche Ehe eingehen konntest. Und was du heute als Härte und Dünkel bei mir empfindest, wirst du bei ruhiger Überlegung als Pflichtgefühl und Standesbewußtsein erkennen müssen. Wir sind nicht nur für uns allein auf der Welt, sondern haben, wenn wir nicht vereinsamt leben wollen, oft recht saure Pflichten gegen die Gesellschaft und unsere Mitmenschen. Und eine solche Pflicht ist es jetzt von dir, auf diese Ehe mit Fräulein Berthold zu verzichten."

„Niemals! — Eher pfeife ich auf die ganze Gesellschaft und alle meine Mitmenschen."

„Du bist sehr offen. — Aber, wenn nun — nehmen wir mal an — Fräulein Berthold auf dich verzichten würde?" —

„So würde ich sehr rasch herausgebracht haben, auf welche Weise man sie dazu gepreßt hat," klang es fast drohend zu dem Vater.

„Und wenn sie es doch, auch ohne diese — Erpressung, aus ganz freien Stücken täte?"

Fast mitleidig blickte jetzt Werner auf den Vater: „Dein Verständnis für Liebesangelegenheiten scheint mit der Zeit vollkommen in Kontobüchern oder Geschäftsabschlüssen aufgegangen zu sein. Du weißt jedenfalls nicht, wie sie mich liebt, und wie sie an mich glaubt. Darum laß' dir auch als letztes sagen, daß nichts in der Welt mich bewegen könnte, von ihr zu lassen, gleichviel, ob es Glück oder Untergang für mich wird."

„Narr, der du bist!" rief da der alte Krüß wütend aus. „Du weißt von deiner wohlbehüteten Position aus ja so wenig, was Untergang bedeutet, wie ein Indianer vom Telephon, sonst würdest du nicht so leichtfertig Ehre und gesellschaftliche Stellung mißachten, die du dir ohne den verhärteten, dünkelhaften Vater wohl etwas schwerer hättest erringen müssen, als es so der Fall war."

Damit verließ Krüß, die Türe heftig ins Schloß werfend, das Zimmer. Im selben Augenblick trat zur anderen Türe das Mädchen mit einem Brief für Werner herein, den er sogleich als von Christine kommend erkannte. Zitternd vor Ungeduld riß er den Umschlag auf; doch als er das Schreiben zu Ende gelesen, sank sein Haupt tief auf die Brust, der sich ein qualvolles Stöhnen entrang. So also hatte es der Vater gemeint und schon um alles gewußt, als er noch eben mit ihm sprach. Und wieder las er mit brennenden Augen das Unfaßbare, Furchtbare, was in Christinens Handschrift klar und deutlich da stand.

Christine hatte in unerhörter Qual ihm geschrieben:

Mein Werner!

Wenn ich dir jetzt Schmerz bereiten muß, anstatt, wie ich erhofft und gewollt, alles Glück, das ein Mensch dem andern zu geben vermag, dir gebe, so weißt du, wenn du meine Zeilen zu Ende gelesen, daß ich nur so und nicht anders handeln kann und darf. Wir müssen Abschied voneinander nehmen, mein Werner, denn niemals kann der Sohn von Friedrich Krüß die Tochter einer Zuchthäuslerin, einer Mörderin — zur Frau nehmen. Ich erfuhr es in diesen Tagen, daß ich noch eine Mutter habe, die wegen Mordes an ihrem Gatten kurz vor meiner Geburt zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden ist. Ich habe sie gestern in der Strafanstalt besucht und mich überzeugt, daß das alles kein wüster Traum, sondern furchtbare, unerbittliche Wirklichkeit ist. Erst meinte ich das alles nicht überleben zu können. Doch ein Etwas in mir sträubte sich gegen solche Feigheit, und so will ich versuchen, aus meinem Leben soviel zu machen, als sich mir irgendwo in der Welt Möglichkeiten dazu bieten werden. Forsche nicht nach mir, mein Geliebter, denn du mußt mich zur Genüge kennen, um zu wissen, daß ich nichts Halbes tue, und ich muß mit dem heutigen Tage ausgelöscht sein aus deinem Leben, will ich nicht Schmach und Schande hineintragen. Versuche auch du so glücklich zu werden, wie es meine Gebete allabendlich für dich erflehen sollen, denn ich werde dich lieben über Länder und Meere hinweg bis an mein Lebensende.

Christine.

Mehrere Minuten hindurch saß Werner völlig unbeweglich und starrte mit fast erloschenen Augen ins Leere. Es war das alles zu überraschend für ihn gekommen, er faßte noch nicht, daß und warum ihm Christine für alle Zeiten verloren sein sollte. Für sein Empfinden, seine Liebe war das doch alles kein Grund, ihn zu verlassen, ihn und sie selbst so sterbensausgesetzt mit dem Schicksale des jungen Mädchens, das sie liebgewonnen wie ihre eigene Tochter, und das nun so freudlos in die Fremde gezogen war. Sie grübelte über das Wie und Warum von Christinens plötzlichem Entschluß, Stellung und Heimat zu verlassen, um irgendwo in der weiten Welt ein neues Leben zu beginnen. Das war alles so seltsam, so gar nicht

Bergvolk auf Eggbergen ob Bürglen.

unglücklich zu machen. Und plötzlich sprang er leidenschaftlich auf. „Ich aber werde dich finden über alle Länder und Meere hinweg, meine tapfere Liebste," hatte er gesagt oder nur gedacht — er wußte es selbst nicht und stürmte zur Türe hinaus in wilder Entschlossenheit, nicht eher zu ruhen, bis er sie wiedergefunden.

20. Kapitel.

Frau Twesten war eben damit beschäftigt, das freigewordene Zimmer Christinens für einen neu zu erwartenden Mieter herzurichten. Es geschah dies unter manchen Stoßseufzern, denn ihre Gedanken beschäftigten sich fast unvereinbar mit dem Charakter des jungen Mädchens, der doch so gar nichts Abenteuerliches sonst gezeigt hatte. Was da wohl dahinter stekken mochte? Aus Christine selbst war ja nichts herauszubringen gewesen. Die war so verstört und vernichtet in den letzten Tagen ihres Hierseins, daß Frau Twesten nur noch still und kopfschüttelnd alles beobachtete, ohne des Rätsels Lösung zu finden. Daß aber ein Mann dahintersteckte, darüber herrschte für die gute Frau kein Zweifel; solche weittragenden Entschlüsse eines jungen Mädchens hingen nach ihren Erfahrungen ja immer nur mit irgendeinem Mannsbild zusammen. Und wer das

Mannsbild in diesem Falle war, das wußte Frau Twesten auch ganz genau, denn eine tüchtige Zimmervermieterin weiß in den Schränken und Geheimnissen ihrer Mieter ebenso rasch und gründlich Bescheid, wie eine gute Hausfrau in solchen Dingen ihrer Dienstboten. Sie hatte schon sehr bald die Beziehungen zwischen Christine und dem jungen Krüß entdeckt und war öfter schon nahe daran gewesen, das unerfahrene junge Ding zu warnen vor einem reichen jungen Windhund, der ja doch niemals ans Heiraten denken würde. Aber damit hätte sie ja verraten, woher sie ihre Kenntnisse besaß, und so hatte sie schweren Herzens schweigen müssen. Natürlich häufte sie nun ihren ganzen Groll auf den ihr persönlich unbekannten Werner Krüß, der sicher die alleinige Schuld an Christinens so plötzlicher Abreise trug.

Draußen schrillte die Korridorklingel. Doch Frau Twesten schlug eben mit solcher Wucht ihren ganzen Grimm auf den Verführer, wie sie Werner für sich nannte, in das Sofa hinein, daß sie das Klingeln ganz überhörte.

Nochmals, und diesmal stärker, tönte die Klingel. Jetzt hatte sie es gehört, ging hinaus und sah durch das kleine Guckloch einen jungen Herrn draußen stehen. Sicher ein zimmersuchender Herr, dachte sie, der unten den Zettel gelesen hatte. Schnell zupfte sie sich zurecht und öffnete mit ihrem freundlichsten Gesicht, nach seinem Begehr fragend, die Tür.

„Kann ich wohl mal Frau Twesten sprechen?"

„Bin ich selbst, mein Herr."

„Mein Name ist Krüß; ich komme wegen Fräulein Berthold, Frau Twesten."

Sofort verschwand alle Freundlichkeit aus ihrem Gesicht, und sie forderte mit einer steifen Bewegung den Herrn auf, näherzutreten.

„Könnten Sie mir wohl sagen, Frau Twesten, wann Fräulein Berthold abgereist und was ihr nächstes Reiseziel ist?" begann Werner sogleich mit etwas flackernder Stimme seine Erkundigungen. Er war wie sinnlos von Hause weggestürmt, um seine Nachforschungen nach der Geliebten sofort zu beginnen.

„Darf ich fragen, mit welchem Recht Sie diesen Bescheid von mir verlangen, Herr Krüß?"

Werner etwas erstaunt, doch sogleich gefaßt, sagte ruhig: „Fräulein Berthold ist meine Braut."

„Ach nee! — Dann sollten Sie aber doch besser darüber Bescheid wissen, was Ihre — Ihre Braut vorhat, als ich, Herr Krüß."

„Frau Twesten, Sie müssen doch sehen, daß mich nur die Angst um das Schicksal meiner Braut zu Ihnen führt — ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, was Sie von ihrer Abreise und ihren sonstigen Plänen wissen, denn ich weiß nichts, als daß sie Hamburg verlassen hat. Nicht, was sie vorhat, und auch nicht das Ziel ihrer Reise. Ein großes Mißverständnis hat meine Braut zu diesem unglückseligen Schritte veranlaßt."

In so bekümmertem, fast verzweifeltem Tone hatte Werner gesprochen, daß Frau Twesten ihre feindliche Haltung aufgab und in seine Klage mit einstimmte. Neues konnte sie dem jungen Herrn selbst nicht berichten, da Christine ihr nicht die leiseste Andeutung darüber gemacht hatte, wie sie ihr künftiges Leben gestalten wollte. Auf ihre besorgte Frage, ob sie denn wenigstens eine Stellung in Aussicht habe, hatte sie nur ausweichend geantwortet: „Es wird wohl schon irgendwo das Richtige auf mich warten, Frau Twesten."

„Aber konnten Sie denn nicht wenigstens feststellen, welchen Zug sie genommen, wohin sie ihr Gepäck befördert hat?" drängte Werner weiter.

„Nichts konnte ich feststellen, denn als ich recht merkte, was sie eigentlich vorhatte, waren ihre Sachen schon gepackt und von einem Dienstmann in meiner Abwesenheit abgeholt worden. Sie rief mich, als ich von einer Besorgung nach Hause kam, zum Abrechnen herein und stellte mich sozusagen vor die vollendete Tatsache. Ich hatte ja schon nach ihrer Rückkehr von der kleinen Reise eine große Veränderung an ihr wahrgenommen, doch sie war still und so müde, wie sie sagte, daß ich ihr am Abend gar nicht mehr mit Fragen kam. Und am andern Mittag schon nahm sie Abschied von uns, Herr Krüß. Ich hatte so den Eindruck, als käme oder fahre sie jetzt zu einem Begräbnis, solch eine Trauer lag über ihrem ganzen Wesen," schloß Frau Twesten ihren Bericht.

Werner schüttelte schmerzlich das Haupt. Dann sprang er unruhig auf. „Wissen Sie dann vielleicht doch, ob sie Fräulein Peters irgendwelche Mitteilungen gemacht hat?"

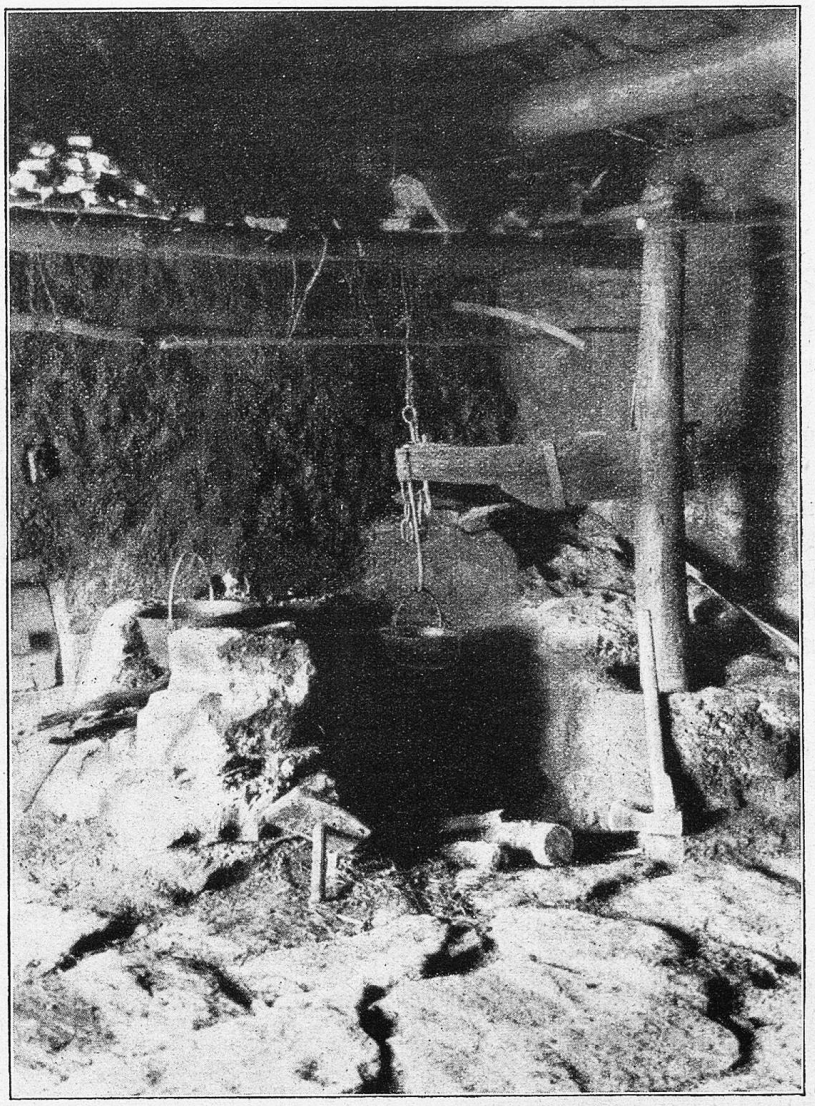
Auch darüber konnte Frau Twesten nichts berichten.

Da hielt es Werner nicht mehr in dem

engen Zimmer; er verabschiedete sich hastig von Frau Twesten. Und nun fuhr er von einer Schiffahrtsgesellschaft zur andern, selbst die kleinsten Reedereien suchte er auf — doch nirgends stand der Name Christinens auf einer der vielen Passagierlisten. Bei der Polizei hatte sie unter der Rubrik „nächster Wohnsitz" in ihrer Abmeldung vermerkt: „Auf Reisen". Und bei den verschiedenen Bahnhöfen und Schaltern nachzuforschen, sah Werner von vornherein als zwecklos an.

Ratlos stand er auf der Straße. Es war schon weit über Mittag, und zu Hause warteten gewiß die Eltern auf sein Erscheinen. Er aber spürte keinen Hunger, kein körperliches Empfinden mehr. Nur der eine Gedanke beherrschte ihn: „Wie finde ich Christine wieder?"

Ein vorbeifahrendes Auto rief er jetzt an. Susi war ihm eingefallen. Er hatte sie längere Zeit nicht gesehen, von seiner Mutter aber gehört, daß sie in diesen Tagen von ihrem Onkel wieder erwartet werde. Und er hatte Glück; sie war schon seit mehreren Tagen zurück.



Am Feuerherd einer Alphütte auf Mettmen ob Urigen (Schächental, Kanton Uri).

Sie empfing ihn etwas kühl, wie ihm schien, auch auffallend schmal das ohnehin schon schmale Gesichtchen. Aber er verlor sich nicht in weitere Betrachtungen darüber, sondern nahm sie bei der Hand und zog sie neben sich auf das Sofa.

„Susi," begann er sogleich ohne alle Umschweife, „wissen Sie etwas über den Verbleib von Christine?"

Jäh hob Susi das erblaßte Gesicht. „Was ist mit Christine?" fragte sie beklommen, denn seit jener Unterredung mit Werners Vater peinigte sie der Gedanke an ihren schmählichen Verrat so sehr, daß sie bisher nicht gewagt hatte, der Freundin vor die Augen zu treten. Auch ihre Reise hatte an diesem Gefühl nichts geändert. Um so mehr erschrak sie nun bei Werners Frage nach Christinens Verbleib.

„Sie ist spurlos verschwunden, Susi, und niemand weiß ihren Aufenthalt."

„Und Sie — fragen nach ihr — suchen sie?" stammelte Susi mit zitternden Lippen.

„Aber so hören Sie doch, sie ist fort, Susi, und kein Mensch kann mir sagen, wo sie zu finden ist," rief er erregt. „Deshalb komme ich ja zu Ihnen, weil Sie mir und ihr doch Freundin sind, nicht wahr, Susi?" Er preßte ihre Hände wie in einem Schraubstock, denn unbewußt peinigte es ihn, daß nicht auch sie in große Angst und Aufregung geriet, gleich ihm.

„Wie kommen Sie denn dazu, meiner Freundin nachzuforschen?" hörte er jetzt neben sich wieder ihre stockende Stimme.

Da schlug er sich in plötzlichem Verstehen vor die Stirne: „Ach so — wie ich dazu komme? — Sie wissen noch nicht, Susi, daß Christine meine Braut ist — Sie waren ja fort in der Zeit, als wir zu Ihnen kommen und unser Glück berichten wollten. Aber ist das so wichtig — ist das Ihr ganzes Interesse, wie ich dazu komme, danach zu forschen, wo sie ist? Sie haben keine Angst, keine Unruhe über Christinens Verschwinden, die ein schweres Verhängnis von uns fortgetrieben hat? Begreifen Sie denn nicht, daß es hier um einen Menschen geht, den wertvollsten für mich, Susi?"

Er war so aufgewühlt in seiner Sorge, seinem Schmerz, der jetzt zum ersten Male seit Empfang von Christinens Abschiedsbrief hervorbrach, daß er gar nicht gemerkt hatte, wie das zarte Geschöpf an seiner Seite, einer Ohnmacht nahe, sich kaum mehr aufrecht hielt. Fast zornig blickte er dieses ihm unbegreiflich gefühllose Wesen jetzt an. Da traf ihn ein so qualvoller, ihm all ihre Liebe unverhüllt zeigender Blick aus ihren blauen Augen, daß er erschüttert innehielt. Und plötzlich verstand er ihr ganzes bisheriges Verhalten. Er hatte alle ihre Hoffnungen mit einem Schlage zerstört. Was er bisher für eine kindliche Schwärmerei gehalten, war also doch ein tiefes Gefühl bei ihr, und er hatte ihr jetzt unsagbar wehe getan, ohne es zu wissen oder zu wollen.

Da sah er, wie ihre kleine Hand ins Leere griff, ein tiefer Seufzer durchzitterte den Raum, und ihr Körper neigte sich zur Seite. Rasch fing Werner sie noch in seinen Armen auf. Wie eine geknickte Blume, zart und weiß, lag sie einige Sekunden wie leblos an seiner Brust. Doch da öffnete sie auch schon erschreckt die Augen, richtete sich etwas auf und schlang plötzlich unter wehem Aufschluchzen die Arme um seinen Hals.

Werner versuchte sanft ihre Arme zu lösen und begütigend auf sie einzureden. Doch dies vermehrte nur noch ihren Tränenstrom, und so ließ er sie sich still ausweinen.

„Werner," unterbrach sie endlich ihr Schluchzen, doch ohne ihn loszulassen, „werden Sie mich nun gar nicht mehr lieb haben?"

Da fuhr er ihr mit einer zärtlichen Bewegung über das Blondhaar. „Ich werde Sie immer lieb behalten wie meine Schwester, kleine Susi."

Wieder ein tiefer Seufzer Susis, die, ohne sich zu rühren, weitersprach: „Und wenn ich Ihnen nun sage, daß — daß ich vielleicht mit schuld bin an — Christinens Verschwinden, daß ich sie verraten habe, weil — weil ich dich liebte, Werner?" Und sie schloß die Arme noch fester um ihn, als wollte sie nie wieder von ihm lassen.

Doch mit einer harten Bewegung löste er sie von seinem Hals, ließ sie auf das Sofa gleiten und stand brüsk auf.

„Susi, was ist geschehen? Was haben Sie getan? Sagen Sie mir, was Sie mit Ihrer Schuld meinen?"

Da beichtete ihm das um seine Liebe betrogene und völlig zerknirschte Kind jene Unterhaltung mit seinem Vater Wort für Wort. Und unter verzweifeltem Schluchzen klagte sie sich zum Schlusse selbst bitter an, die treueste Freundin verraten zu haben.

Erst wollte Werner zornig auffahren. Er hatte ein Gefühl, als müsse er sie schlagen. Aber da sah er sie so unglücklich und voll tiefer Reue dasitzen, so ganz Liebe und Demut, daß er nur tiefes Mitleid mit ihr empfinden konnte. Sie war ja schließlich nur ein willenloses Werkzeug bei dem Vernichtungskampf gegen Christine gewesen, den seiner Meinung nach sein Vater begonnen, aus übergroßer Liebe zu dem einzigen Sohne.

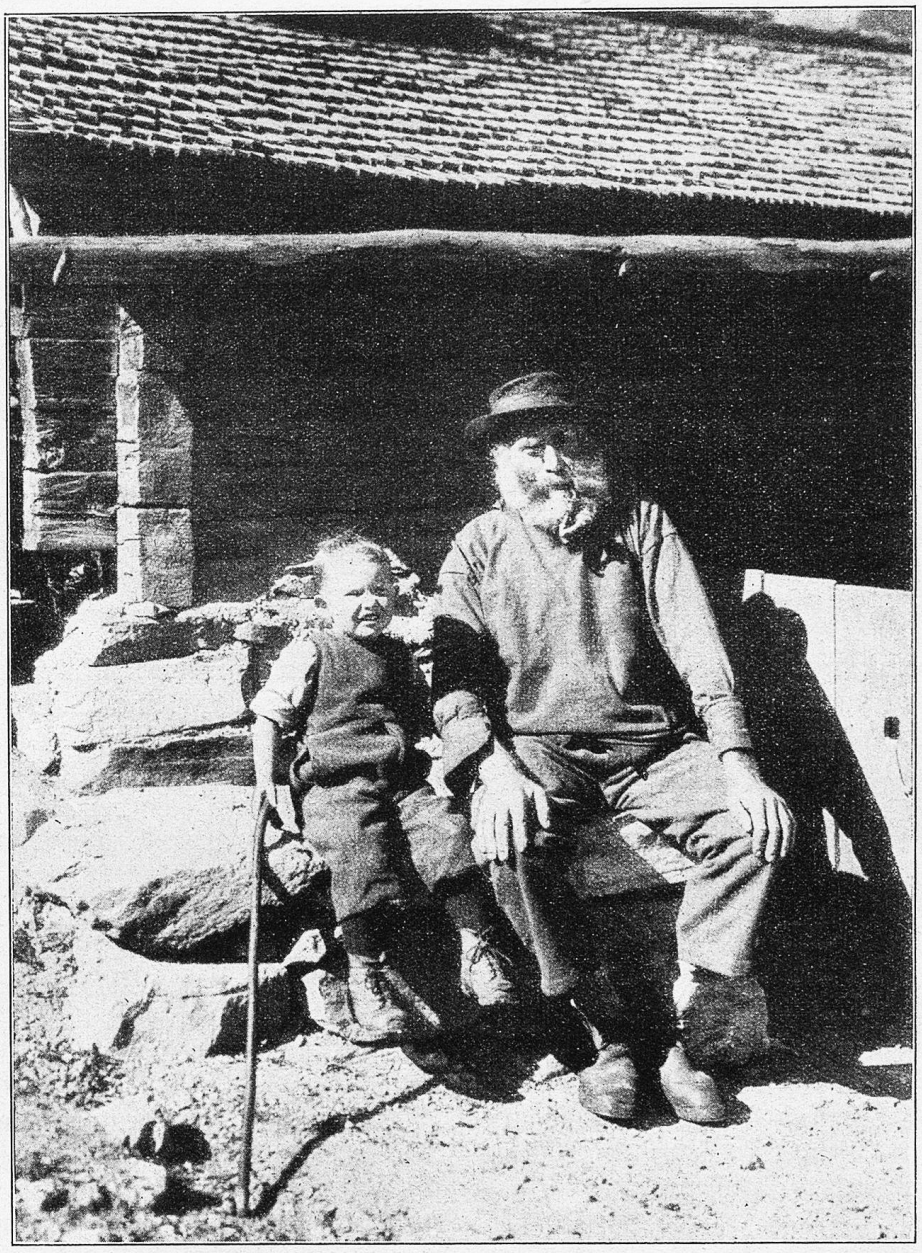
Werner überkam plötzlich ein Gefühl von Schwäche, so sehr hatte dieser Tag an seinen Kräften gezehrt. Er ließ sich schweigend auf einen Stuhl nieder, ohne einen Blick für Susi zu haben. Wenn er auch nicht einen Schritt weiter gekommen war in seinem Forschen nach Christine, so hatte er doch den Ursprung gefunden, woraus ihr trauriges Wissen seinen Anfang genommen. Sein Vater also mußte die furchtbare Entdeckung von dem Dasein ihrer Mutter ausfindig gemacht und ihr mitgeteilt haben. Der Schmerz über die Trennung von der Geliebten machte ihn undankbar und gab ihm häßliche, bittere Gedanken gegen den Vater ein.

Mühsam erhob er sich: „Leben Sie wohl, Susi."

Da sprang diese auf: „Nein, Werner, so dürfen Sie nicht von mir gehen. Ich habe schwer gegen Christine gefehlt und leide seitdem mehr darunter, als Sie ahnen. Aber ich will nun auch alles tun, um Ihnen zu helfen bei Ihrem Suchen, wie und wann ich nur

kann. Ich möchte gutmachen, was ich bewußt gefehlt. Bitte, Werner, weisen Sie mich und meine Freundschaft nicht zurück."

Flehend stand sie vor ihm, rührend in ihrer Lieblichkeit und ihrem Schmerz.



Alpler auf Brunnialp ob Unterschächen (Schächental).

„Ich will Ihnen helfen, beim wahrhaftigen Gott," stammelte Susi noch einmal und sah Werner lange mit brennenden Augen und wundem Herzen nach, als er durch den Garten zum Tore schritt wie ein müder, alter Mann, von seinem Kummer gebeugt. Sie wußte, daß er nicht eher ruhen würde, bis er Christine gefunden, und daß sie selbst jede Hoffnung aufgeben mußte, seine Liebe jemals zu erringen. Da stieg sie langsam wieder die Treppe hinauf. Nichts wäre ihr erwünschter gewesen, als in diesem Augenblick sterben zu dürfen. Und sie beneidete selbst die heimatlose Christine, die da irgendwo in der Welt umherirren durfte mit dem Bewußtsein im Herzen, daß er um sie litt, weil ihn ein Leben ohne sie nicht mehr möglich dünkte.

21. Kapitel.

In den Straßen von Winnipeg, der Hauptstadt der kanadischen Provinz Manitoba,

herrschte trotz der grimmigen Kälte, die um diese Jahreszeit über dem ganzen Lande liegt, das regste Leben. In den großen Schaufenstern der zahlreichen Läden konnte man zwar nichts von den dahinter liegenden riesigen Warenvorräten erblicken, denn das Glas war von oben bis unten mit einer dicken Eiskruste bedeckt, die auch den strahlendsten Gasflammen nicht wich. Doch keineswegs wurde dadurch die Kauflust des Publikums behindert. In ihren dicken, pelzgefütterten Kleidern und den weichen indianischen Mokassins an den Füßen wateten die Menschen durch den Schnee, oder sie fuhren in ihren mit Ochsen oder Pferden bespannten, stets offenen Schlitten eiligst ihrem Ziele zu.

Vor einem der großen, neuen Geschäftshäuser in der Mainstreet, der Hauptstraße Winnipegs, die in ihrer Großartigkeit an den Broadway Newyorks erinnert, hielt jetzt ein Schlitten. Eine unkenntliche Masse, die man ebensogut für einen Warenballen wie für einen Menschen halten konnte, bewegte sich in dem Schlitten, wackelte, prustete und schimpfte mit dem in dicke Pelze gehüllten Kutscher, einem Vollblutindianer, in seiner Muttersprache, weil er sie nicht schnell genug von den verschiedenen Pelzdecken und wärmenden Umhüllungen befreite. Von dem Gesicht des zappelnden, scheltenden Bündels waren zunächst nur ein paar scharfe, graue Augen zu sehen, alles andere steckte noch in dem hochgeschlagenen Pelzkragen und der dicken, weit über die Ohren herabfallenden Pelzmütze.

Es war für den Kutscher kein leichtes Stück Arbeit, mit seinen großen Händen, welche durch die pelzgefütterten Handschuhe fast Elefantenfüßen glichen, die Dame so rasch herauszuschälen, wie sie es wünschte.

„Timm, du bist und bleibst ein Bighorn und wirst nie ein fixer Bursche werden," schalt sie noch, den Schlitten verlassend.

Das machte aber auf den bartlosen, lederfarbigen Timm nicht den geringsten Eindruck. Er griff an seine Mütze: „Good morning, Miß Dobbs," schwang sich auf seinen Sitz und sauste davon.

Die Dame war auch schon im selben Augenblick hinter dem Portal des großen Hauses verschwunden. Im Innern nahm ihr sofort ein Diener den schweren Pelz ab, und mit raschen Schritten betrat Miß Dobbs, die alleinige Inhaberin der Riesenfirma für Holz- und Getreideexport, zunächst die vorderen Geschäftsräume, grüßte kurz, musterte alle Anwesenden und wußte auf den ersten Blick, ob von den etwa vierzig Leuten einer fehlte oder nicht. Sie wußte überhaupt in dem Geschäft mit allen Einzelheiten bis ins kleinste Bescheid, kannte ganz genau die Fähigkeiten ihrer sämtlichen Angestellten und regelte demgemäß persönlich ihre Lohnverhältnisse. Darauf durchschritt sie die Holzabteilung, warf einen prüfenden Blick nach einem daneben liegenden kleineren Raume, worin fein sortiert in hohen Regalen alle möglichen Hölzer roh und poliert aufgestapelt lagen, und betrat hierauf ihren eigenen Arbeitsraum. Bei ihrem Eintritt erhob sich am Fenster ein junges Mädchen:

„Guten Morgen, Miß Dobbs."

„Guten Morgen, Miß Berthold. Nun, was gibts Neues?"

„Gasch & Dumble reklamieren tausend Sack Scottish Feie, Webster sendet nach den Proben Bestellung, Givens beanstandet die letzte Weizensendung, die nach dem Ausmahlen nicht zu seiner Zufriedenheit sei, und schickt Mehlprobe mit."

„Soll er doch seiner Mühle zusenden; schreiben Sie, wir seien keine Müller."

„Ja, leider nicht, Miß Dobbs."

„Warum bedauern Sie das?"

„Weil es uns doch zweifellos großen Vorteil brächte, wenn wir auch zugleich Müller wären und unsere Ware selbst ausmahlen könnten."

Verblüfft schaute die alte Dame auf. Erriet denn dieses junge Geschöpf selbst ihre geheimsten Pläne und Absichten? Sie selbst hatte doch noch mit keiner Menschenseele darüber gesprochen, was sie seit langem schon erwogen hatte.

„Sieh einer diese deutsche Phantastin an!" Sie lachte dabei, daß ihr breiter Mund sich fast von einem Ohre zum andern zog. Ihr großes Gebiß, das einem vom Sturm zerbrochenen Gartenzaun glich, fletschte dabei wie beutegierig Christine an, die aber unbeirrt dem forschenden Blick standhielt.

„Ist natürlich Nonsens, denn mit der Kaffeemühle können wir unsern Weizen nicht mahlen, und eine richtige Mühle..."

„Könnten wir bauen," unterbrach Christine ruhig.

„Wir? — Wer wir? Sie oder ich?"

Der Schatten eines Lächelns huschte über

Christinens ernste Züge. „Wenn Sie mit einem kleinen Einlagekapital von achttausend Mark einverstanden sind, will ich mich gerne mitbeteiligen," entgegnete sie schlagfertig.

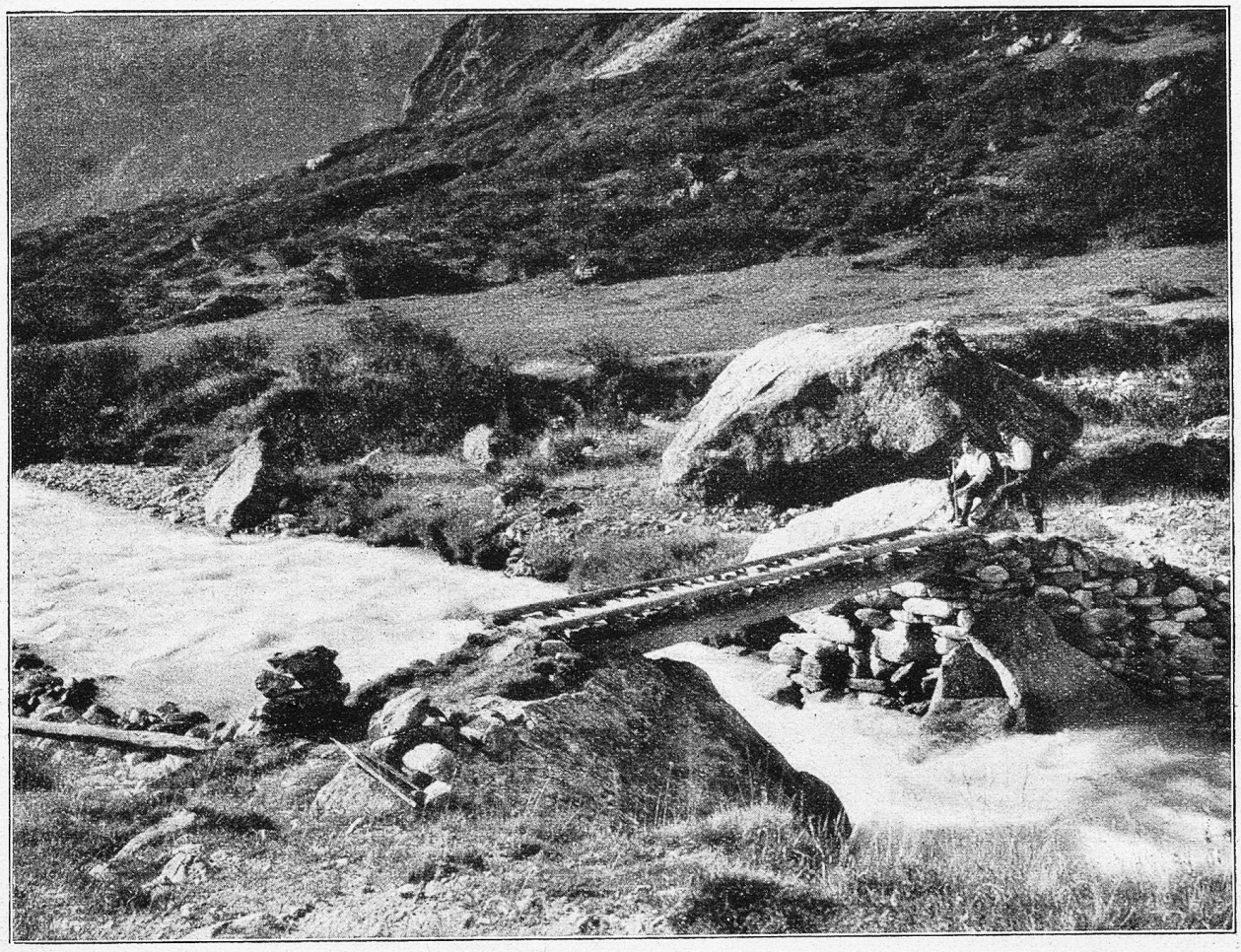
„Ist das Ihr ganzes Vermögen?"

„So ziemlich, Miß Dobbs."

„Schlechter Geschäftsmann, der alles auf eine Karte setzt. Und wenn's nun schief geht?"

Betrieb einer Mühle mit daranschließendem Sägewerk ist."

„Sägewerk — wie — was? Und was weiter noch? Vielleicht auch noch die Bäckereien zum Mehl und die Zurichtung fertiger Blockhäuser? Hä?!" Miß Dobbs fuhr sich jetzt etwas erregt durch das kurzgeschnittene graue Haar. Auf das Sägewerk war sie ja selbst noch nicht ge-



Bei der Brücke: Hinter Röthe oberhalb der Göschenenalp. Übergang zur Kehlenalp.

„Wenn Miß Dobbs den Löwenanteil zu tragen wagt, wüßte ich mein kleines Kapital nirgends sicherer angelegt als in diesem Unternehmen. Ist es doch ein direktes Bedürfnis, daß am Red River eine Mühle großen Stils ersteht."

„Also sogar den Platz haben Sie schon dafür ausgewählt? Und wo, wenn ich fragen darf?"

Die Frage hatte spöttisch klingen sollen, doch merkte Christine mit feiner Witterung das dahinterstehende erwachte Interesse.

„Man brauchte ja nur eines Ihrer Gelände am Unterlauf des Flusses daraufhin zu prüfen, ob die Wasserkraft stark genug für den

kommen, obgleich der Gedanke doch so nahe lag. Das Mädel hatte ja, weiß Gott, noch mehr Unternehmungsgeist als sie selbst. Und das wollte viel sagen, nach dem, was sie in all den Jahren erreicht hatte, seit sie nach dem Verschwinden ihres liederlichen Gatten das väterliche Geschäft selbst in die Hände genommen und es vor dem Ruin gerettet hatte. Nach Jahren mühevollster Arbeit und völliger Hingabe an das Geschäft hatte sie es dahin gebracht, daß die Firma heute einen Weltruf genoß und ihr Vermögen nach Millionen zählte.

Weit über Winnipeg hinaus war Miß Dobbs persönlich überall durch ihren krankhaften Geiz

bekannt, ihrer stets treffenden Grobheiten wegen gefürchtet und ob ihres allerdings wunderlichen Äußeren viel verlacht. Das alles kümmerte sie nicht. Sie geizte deshalb nur noch mehr, warf den Menschen bei passenden Gelegenheiten die passenden Grobheiten an den Kopf und blieb im übrigen für die Begriffe der eleganten Kanadierinnen nach wie vor Miß Guy, die Vogelscheuche, unter welchem Namen sie jedermann kannte. Sie selbst wußte das auch sehr genau, lachte darüber und tyrannisierte dabei die ganze Winnipeger Gesellschaft, wann es ihr gerade in den Kram paßte. Sie war zweifellos die reichste Frau der Stadt, vollkommen frei und unabhängig, dabei geschäftlich so tüchtig, daß sie den geriebensten Geschäftsmann in die Tasche steckte, wenn es darauf ankam. Und nun stand da diese junge Deutsche vor ihr, von der sie bis vor einem halben Jahre noch nichts gewußt hatte, und entwarf so ruhig und selbstverständlich den kühnen Plan zum Bau der beiden Unternehmungen, als kenne sie seit langem die geheimsten Gedanken ihrer Herrin und spreche sie jetzt nur zufällig bei dieser Gelegenheit aus. Denn lange schon trug sich Miß Dobbs mit der Idee, eines jener Riesenwerke erstehen zu lassen, das selbst den größten Anforderungen genügen könnte. Und welcher Platz war dazu wohl geeigneter als Winnipeg, der Schlüssel des kanadischen Nordwestens mit seinen unermeßlich großen und fruchtbaren Getreidefeldern. Aber sie fühlte sich doch schon zu alt, um sich noch solch neue Arbeitslast aufzubürden. Und um es jemand anderem zu übertragen, so daß sie nur die Geldgeberin gewesen wäre, fehlte ihr die geeignete Persönlichkeit, der sie alles hätte anvertrauen mögen.

Miß Dobbs griff jetzt nach ihrer Handtasche, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer alten, ausrangierten Markttasche hatte, und suchte unter allen möglichen Schlüsseln, Taschentuch, Zigarrenetui, Frühstücksbrot und Zahnstocher nach ihrer Brille. Von dem Futteral, worin diese Brille steckte, fehlte der Deckel, und was sonst noch daran vorhanden war, waren ausgefranste Stücke Pappe, zum Teil noch mit Stoff bezogen, zwischen denen die Brille steckte. Diese selbst war an der einen Seite mit einem grauen Wollfaden zusammengebunden und das eine Glas zersprungen. Sie stammte noch aus den ersten Anfängen ihrer selbständigen Geschäftstätigkeit, und böse Zungen behaupteten, es sei ein Erbstück ihres Großvaters, das dieser aus seiner irischen Heimat mit herübergebracht hatte. — Doch, wie dem auch sei, — Miß Dobbs, die damals nach dem Verschwinden des Gatten wieder ihren Mädchennamen angenommen, um jede Erinnerung an den rake, den Liederjahn, auszutilgen, hatte es nur durch die alleräußerste Sparsamkeit ermöglicht, die hinterlassenen Schulden des Verschwundenen zu bezahlen und das Geschäft in den engsten Grenzen weiterzuführen. Und der wachsende Wohlstand änderte nichts mehr an ihren einmal angenommenen Gewohnheiten.

Eine Flut von Gedanken und Erwägungen schossen der alten Dame durch den Kopf, als sie nun langsam ihre Brille aufsetzte und sagte:

„Also mit Kleinigkeiten gibt man sich nicht gerne ab, wie ich merke."

Christine wurde rot. Sie wußte nicht, sollte diese Bemerkung ein Tadel oder nur gutmütiger Spott sein.

Doch da fuhr Miß Dobbs in ihrem Selbstgespräch fort: „Aber so machen's alle die Deutschen, die nach Kanada kommen. Nach kurzer Zeit schon reiten sie statt des Esels ein Pferd, haben die fleißigsten Frauen, die stärksten Häuser, die besten Felder und die reichsten Ernten." Und in einer Sprache, die Christine fremd und unverständlich war, fuhr die alte Dame fort: „Noch viel schneller wird es diese junge Deutsche erreichen, denn sie steckt mit ihrem Fleiß und ihren Fähigkeiten meine sämtlichen Angestellten in die Tasche, nicht wahr, Miß Berthold?" Und sie lachte, daß es durch den ganzen Raum dröhnte, als sie Christinens verlegenem Blick begegnete. Es war eine ihrer mancherlei und sonderbaren Angewohnheiten, daß sie Dinge, die sie innerlich beschäftigten, laut vor sich hinsprach. Handelte es sich dabei, wie in diesem Falle, um Anwesende, so benutzte sie einen jener vielen und ihr fast durchweg geläufigen Indianerdialekte, um ihre Gedanken auszusprechen.

„Nun, habe ich damit recht? Ja oder nein?" wandte sie sich mit etwas boshaftem Lächeln an Christine.

Und Christine sagte, obgleich sie die letzte Rede nicht verstanden: „Ja, denn Miß Dobbs hat immer recht. All Ihre Erfolge beweisen das."

Da schlug ihr Miß Dobbs so kräftig auf die

Schulter, daß Christine fast zusammenknickte. „Exzellent — Ihre Antwort! Aber nun an die Arbeit, damit ich auch diesmal recht behalte; soll Ihr Schade nicht sein. Und das mit der Mühle — kein übles Projekt."

(Fortsetzung folgt.)

Einer Gemiedenen.

O trostverlassen' Menschenkind,
Wie bist du aller Anmut bar!
Dir ist kein Freier wohlgesinnt,
Kein Glanz wirbt aus dem stumpfen Haar,
Kein Lächeln glückt dem harten Mund,
Die starren Lenden schwingen nicht,
Die Augen spenden trübes Licht,
Verarmung tut dein Wesen kund.

O trostverlassen' Menschenkind,
Wie trägst du schwer um Andrer Schuld!
Wir seh'n ins Licht, und du bist blind,
O fluch' uns nicht, o üb' Geduld!
Schick' immer wieder Tauben aus,
Zu suchen deiner Sehnsucht Land;
Gott schaut nach allen Wesen aus,
Und einmal faßt er deine Hand . . . .

Rudolf Hägni.

Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann. (Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Zweiter Aufstieg zum Chimborazo.

Weiterreise nach Quito.

Als ich am folgenden Morgen früh vier Uhr in Luisa aus der Hütte trat, wehte ein eiskalter Wind. Das Wetter war jedoch ausnehmend günstig, und der Chimborazo strahlte im Glanze seines Neuschnees.

Am Abend vorher, unmittelbar nach der Rückkehr von unserem ersten mißglückten Aufstieg, hatte ich mich entschlossen, eine zweite Besteigung und zwar diesmal direkt von der Südostseite her zu unternehmen. Maßgebend für die Wahl dieser Route war für mich die Beobachtung gewesen, daß die Seite zwischen Carihuairazo und Chimborazo, also die Einsenkung des Abraspungo, von der wir eben heruntergekommen waren, fortgesetzt in dichte Wolken gehüllt war, während die Süd- und Südostseite in klarstem Glanze strahlten. Allerdings hatte ich bei dem ersten Besteigungsversuche soviel gelernt, daß es unmöglich sein werde, ohne einen berggewohnten europäischen Begleiter bis zum Gipfel vorzudringen. Bei diesem zweiten Aufstieg konnte ich mich also zum vorneherein darauf beschränken, in eine möglichst große Höhe vorzudringen, um wenigstens einen Überblick in die Moränen und Eisverhältnisse zu gewinnen. Des ferneren wollte ich auch eine größere Zahl von Gesteinsproben mit herunternehmen.

Der erste Versuch hatte auch gezeigt, daß meine Kräfte von der am Xingu durchgemachten Malaria her noch ziemlich geschwächt waren, und daß ich infolgedessen besser täte, für den neuen Aufstieg ein Reittier zu benützen. Auf mein Verlangen hin hatte der Führer auf einer benachbarten Hacienda ein Pferd gemietet, das zu diesem Zwecke geeignet schien. Er selbst wollte die am Vortage „erbeutete" Mula benützen. Für den Esel hatten wir eine Art „Sturmpackung" bereit gemacht, die nur das Zelt, einige Decken, die Steigeisen, das Gletscherseil und Lebensmittel für drei Tage umfaßte. Des ferneren wollten wir als weiteren Begleiter noch einen „Indio de hielo", d. h. einen der Indianer mit uns nehmen, die regelmäßig bis zur Schneegrenze hinaufgehen, um dort Eis für die Wirtschaften in Riobamba unten zu holen. Dieser sollte zu Fuß gehen und uns einen günstigen Anstieg zu den Gletschern zeigen.

Nachdem ich mich nun am folgenden Morgen durch einen ersten flüchtigen Blick davon überzeugt hatte, daß das Wetter günstig sei, weckte ich in Eile meinen Führer. Mit tunlichster Beschleunigung sattelten wir die Tiere und ritten, den beladenen Esel vor uns hertreibend, auf der Bahnlinie dem Camino real zu. Ein kalter Wind blies über die Paramo-Flächen und machte das Vorwärtskommen mühsam. An der Stelle, wo der Tortorillasweg, der sich am Südfuß des Chimborazo hinzieht, in den Camino real einmündet, erwartete uns der „Indio de hielo", der von unserem Kommen bereits benachrichtigt worden war. Eine Zeitlang folgten wir noch dem Tortorillasweg, der trotz der frü-